

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 25 (1935)  
**Heft:** 24

**Artikel:** Vorhang runter! [Fortsetzung]  
**Autor:** Stefani, Ole  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643695>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Auf einmal sagte eine tiefe Stimme: „Was ist denn?“  
„Oh —!“ Peter wandte sich auf dem Karren, daß die Bretter knackten.

„Einen Augenblick!“ sagte es. Dann berührte jemand seinen Nacken und zerrte an den Striden. Aber auf einmal hörte die Bewegung auf. Peter wartete.

Er stöhnte, dem Ersticken nahe. In seinen Schläfen sauste es.

Irgend woher vom Boden kam ein leiser metallischer Laut. Und endlich sagte es wieder — wie aus weiter Ferne: „Gleich!“

Im nächsten Augenblick glitt der Saß von Peters Kopf herunter. Peter schnaufte und hustete in einer Staubwolke.

Auf einer Kiste stand eine Stallaterne und Peter sah ein großes dunkles Gesicht über sich.

„Froggy!“ stöhnte er.

„Großer Gott!“ sagte der Neger und löste die Stride von Peters Armen. „Haben Sie Schmerzen, Herr Doktor?“

Peter keuchte: „Jemand hat mich überfallen!“ Er sah sich wütend um.

„Niemand hier!“ sagte der Neger mit glohenden Augen.

Der Schuppen war leer und die Schatten, die das Gartengerät im Licht der Stallaterne an die staubigen Wände warf, standen unbeweglich.

„Die Tür nach der Straße ist zu. Er muß im Park sein. Los!“

Peter raste voran. Hustend und niesend und sich im Laufen die schmerzenden Arme reibend. Die Brille mit dem zerprungenen Steg hing ihm schief über die Nase. Er spähte nach rechts und links in den Mondschatten der Büsche.

Auf der Wegkreuzung stand der Gärtner. Seine Pfeife qualmte. „Haben Sie gerufen, Herr Doktor?“ fragte er friedlich — schrak zusammen und starnte die unförmige Gestalt des Schwarzen an, der mit eiligen Säcken hinter Peter herschoß, die Stallaterne auf und nieder schwingend.

„Haben Sie hier jemanden gehen sehen, Schröder?“ schrie Peter.

„Nee — Herr Doktor!“ sagte der Gärtner baff.

„Niemanden? — auch nicht auf dem Weg zum Haupttor?“

„Keinen Menschen! ... Allerdings, Herr Doktor ... ich habe bloß nach dem Schuppen rübergegußt, weil mir war, als ob Sie jemanden ansprachen!“

„Los — zum Haupttor!“ brüllte Peter. „Haupttor zu sperren! ... Rasch! — Los!“

Sie rannten was sie konnten. Der Gärtner humpelte hinterher.

Dann standen sie keuchend am Tor. Vor ihnen lag friedlich und leer die Landstraße. Der Mond beschien sie weit hinaus, bis sie sich hinter den Wiesen in einem Wäldchen verlor.

Peter rieb sein Handgelenk und murmelte vor sich hin.

„Wie?“ fragten seine beiden Begleiter.

„Nichts!“ sagte er. Und dachte: „Geht euch nichts an.

Aber Friß hat recht, leider. Jetzt ist die Polizei an der Reihe!“

Dann wandte er sich um. „Schließen Sie das Tor!“ befahl er dem Gärtner. „Kommen Sie, Froggy ... Wir gehen ins Schloß.“

Nach einer Weile fragte Froggy behutjam: „Herr Doktor haben gesehen den Mann?“

Peter fuhr aus seinen Gedanken auf. „Wen? Den Kerl, der mich überfiel? — Nein, den konnte ich nicht erkennen.“

„Wohin ist er gegangen?“

„Ja — entweder ist er zum Tor hinaus oder —“ er stockte, dann sagte er trocken: „— oder er ist noch hier im Park.“

„Hier —!“ Froggy blieb stehen.

„Ja.“ Peter lächelte, als er das erschrockene Gesicht des Negers sah. „Wir werden Wachen aufstellen lassen ... Denn nach meiner Meinung ist er noch hier!“

Sie gingen weiter. Froggy sah sich von Zeit zu Zeit in den Schatten um.

Merkwürdigerweise tat Peter nichts dergleichen. Für ihn schien der Park kein Interesse mehr zu haben. Aber auf einmal sagte er: „Oh —!“ hielt inne und starnte vor sich nieder. Auch der Neger blieb stehen.

„Geben Sie mir doch mal bitte rasch Ihre Lampe!“

Peter sah angestrengt auf den Boden zu seinen Füßen.

Froggy reichte ihm beflissen die Stallaterne hin.

„Nein — nicht die!“ sagte Peter. „Die ist zu dunkel. Die andere bitte — die elektrische, die Sie da in der Tasche haben!“

Der knappstehende blaue Anzug Froggys bauschte sich über seiner rechten Jodett-Tasche. Der Neger griff rasch hinein und übergab Peter die Taschenlampe.

„Danke!“ Peter richtete sie auf den Erdboden und drückte auf den Knopf. Sie brannte nicht.

„Oh —!“ sagte der Schwarze bedauernd. „Sie ist kaputt — ich wußte das nicht!“

„Aber ich wußte es!“ sagte Peter. Er lächelte. Er beachtete den Boden nicht weiter und gab Froggy die Laterne wieder. Der steckte sie wortlos in seine Tasche.

Als sie die Terrasse erreichten, hörten sie durch die stille Nacht von der anderen Seite des Schlosses her Stimmen und Motorjummeln. Peter ging durch die Diele bis zum Sträßeneingang.

Der Assessor unterhielt sich gerade mit dem Kastellan, einem etwas schwerhörigen Riesen, der verzweifelt langsam sprach. „Ach nee —“ sagte er. „Ich weiß gar nicht. Kein Fremder hat heute Abend das Schloß betreten. Um sieben Uhr wurden Blumen für die Frau Baronin abgegeben und später —“

„Na, was dann?“ fragte der Assessor. „Reden Sie schon!“

„Bitte?“ fragte der Riese und bog dem Assessor sein linkes Ohr entgegen.

„Donnerwetter!“ schrie der wütend.

„Wie?“ fragte der Kastellan verwundert.

„Mensch —!“ rief Peter, der eben durch die Diele kam. „Stell dir vor: ich bin überfallen worden!“

Der Kastellan brach in ein fröhliches Gelächter aus. Vielleicht glaubte er, daß Peter sich einen Witz machte. Wahrscheinlich aber hatte er ihn falsch verstanden.

Peter sah ihn beleidigt an. „Paß auf!“ wandte er sich dann hastig an seinen Vetter. „Willst du eine Räubergeschichte hören?“ Und er erzählte.

Der Assessor war starr. „Ich kann den Park absuchen lassen! — Der Hauptmann hat mir ein paar Leute mitgegeben. Der Wagen ist auch da! — Los, Peter, komm mit — wir fahren die Landstraße rauf!“

„Na schön —“ sagte Peter etwas unschlüssig. „Ich verspreche mir nicht viel davon!“ — Er kletterte in den Amtswagen. Der Chauffeur grüßte. Der Assessor brüllte dem Riesen von Kastellan eine Anweisung in das linke Ohr: er solle die vier Polizisten in den Park führen — sie sollten sehen, ob sich da ein Fremder herumtriebe.

Dann sprang er zu Peter in den Wagen. „Los — Landstraße Richtung Magdeburg!“

Auf den Stufen vor dem Theatereingang stand noch eine Gruppe Menschen. Sie schwiegen neugierig, als das Auto vorbeifuhr, und glockten ihm nach. Es bog in die Landstraße ein, längs der Parkmauer. Das im Mondlicht weiße Band der Straße lag leer und verlassen vor ihnen. Zwischen den Wipfeln der Parkbäume, die zu ihrer Linken über die Mauer ragten, erschien für einen Augenblick ein hellerleuchtetes Fenster vom Schloß her. Sie glaubten, jemanden am Fenster stehen zu sehen, der ihnen nachblinnte.

„Das Zimmer der Baronin!“ sagte Peter sehr leise.

„Vielleicht war das Fräulein Doni!“ sagte der Assessor — auch nicht viel lauter.

„Und hier ist der Schuppen!“

Der Assessor fuhr auf. „Salt!“ — Er sprang ab und rüttelte an der rostigen Eisentür in der Mauer. Sie war fest verschlossen.

„Weiter!“ kommandierte er. Sie knarrten weiter und Peter hielt sich bei jedem Ruck mit schmerzhaft verzogenem Gesicht an der Seitenwand fest. „Sparsame Stadt!“ sagte er wütend und betrachtete den ehrwürdigen Amtswagen.

„Alles in Ordnung!“ sagte der korrekte Vetter streng. Dann erzählte er Peter, was er inzwischen ausgerichtet hatte. Dr. Mathusius, der Polizeiarzt, sah in diesem Augenblick zwischen Mikroskop und Retorten und tropfte Wasserstoffsuperoxyd auf die schwärzliche Substanz, die er von dem bronzenen Briefbeschwerer abgekratzt hatte. Die Gendarmerieposten der umliegenden Dörfer bis zum Magdeburger Bahnhof und die Wohnung Erlachers im Berliner Grunewald waren telephonisch verständigt worden. Sie hatten Anweisung, sich sofort zu melden, wenn der Sänger auftauchen würde.

Nun waren sie um den Park herum und am verschlossenen Haupttor vorbei. Hinter ihnen stieg das Schloßchen immer höher aus den Bäumen auf und das helle Fenster Ursulas wurde immer kleiner. Sie holperten nun die Chaussee entlang, die schnurgerade vom Parktor aus durch die Wiesen und über die Hügel vor ihnen herlief, bis sie sich in ein Wäldchen verlor.

Kein lebendes Wesen befand sich auf ihr. Kein Gefährt. Die Straßenlaternen blinkten kläglich in die Helle des breiten Vollmondes.

„Siehst du was?“ fragte Peter. „Ich glaube, du kannst ruhig wenden lassen. Der Baron hat einen zu weiten Vorsprung — wenn du den suchen solltest. Und was du sonst erreichen möchtest, wirst du hier nicht finden!“

„Vielleicht doch!“ sagte der Assessor plötzlich. Sie fuhren eben durch das Wäldchen und der Assessor sah scharf den nächsten Hügel hinauf.

„Was ist denn los?“

„Bitte, halte den Mund!“ sagte der Assessor — entschuldig aufgeregt.

„Da winkt uns jemand!“ rief der Chauffeur, der die besten Augen hatte.

Peter hatte sich gespannt erhoben. Auf dem Kamm des Hügels, dem sie zueilten, stand am Wegrand ein Mann ohne Hut. Er hielt sich an einer Birke fest, die am Straßengraben wuchs, und winkte mit einem Taschentuch.

Sie machten große Augen.

„Halloh!“ brüllte der Mann, als sie ihm näher kamen.

„Meine Herren — einen Augenblick. Nehmen Sie mich doch um Gottes Willen mit!“

Das Auto fuhr langsam an ihn heran und die drei Insassen betrachteten ihn enttäuscht. Sie kannten ihn nicht. Es war ein mittelgroßer, sehr breitschultriger Mann in einem eleganten Anzug.

„Gott sei Lob, daß endlich jemand kommt!“ ächzte der Mann und wischte sich das glänzende Gesicht mit einem Taschentuch ab. — „Das ist ja ein doller Verkehr hier in der Gegend. Ach bitte, nehmen Sie mich doch mit!“

„Wo wollen Sie denn hin?“ fragte der Assessor argwöhnisch.

„Das hängt von Ihnen ab!“ sagte der Mann jammernd. „Mir wäre es am liebsten — zurück nach Bärenburg ... Aber wenn Sie das nicht wollen, können Sie mich im nächsten Dorf absetzen ... Ganz gleich wo, nur sobald als möglich bei der nächsten Polizeistation!“

„Polizei —?“ sagten die drei Autofahrer wie aus einem Mund.

„Zawohl!“ sagte der Mann. „Sie wundern sich, was? — Aber ich komme wohl nicht drum rum. Die Sache ist doch zu komisch, das muß ich wohl melden!“

Die beiden Vettern sahen sich an. „Tja —“ machte der Assessor schließlich, „wenn Sie was zu melden haben —“ Er unterbrach sich: „Wo ist denn Ihr Hut? — Wie sehen Sie bloß aus?“

Der elegante Anzug des Fremden war auf der einen Seite ganz weiß vom Staub der Landstraße. Sein Kragen war verzogen und die weißen Handschuhe, die er sonderbarerweise anhatte, waren vollkommen schmutzig.

„Mein Gott ja —“ sagte er klagend. „Ich sehe wohl gräßlich aus. Ich habe eine halbe Stunde im Graben gelegen, nachdem diese Sauferle weg waren.“

„... Sauferle?“ fragte der Assessor mit mißbilligend hochgezogenen Augenbrauen — und dann sprang der Chauffeur aus dem Wagen und lief ein paar Schritte die Straße entlang.

„Da ist der Hut!“ sagte er lakonisch, als er zurückkam; er hielt ein zerquetschtes Stück Filz in der Hand, über und über mit Sand bedeckt.

„Mein schöner Hut!“ schrie der Mann. „Danke ergehenst. — Verfluchte Schufte!“ Er drohte erboht in den dichten Wald hinein und klopfte den Filz ab, daß dicke Staubwolken stoben.

Sie betrachteten ihn schweigend.

„Von wem reden Sie?“ fragte der Assessor schließlich.

Der Mann sah, ohne zu antworten, von einem zum andern. Er setzte sich sorgfältig den Hut auf. Ein Lächeln ging über Peters Gesicht, als der Fremde sich jetzt die Krawatte zurechtrückte und das Taschentuch aus der Brusttasche weiter herauszog, ohne die schmutzigen Handschuhe abzulegen. Seine aufgeputzte und schmutzige Eleganz hatte unlegbar etwas Operettenhaftes. Und Peter riß hastig einen Grashalm vom Wegrand und betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Lippen.

„Seien Sie nicht böse!“ sagte der Mann schließlich und zwinkerte mit den Augen. „Ich weiß eben nicht recht, was dahinter steckt — und deshalb möchte ich es lieber den Polizeifreien selber sagen!“

Dem Assessor gab es einen Ruck. „Wenn sie sich das Abzeichen auf dem Nummernschild hinter dem Wagen ansehen wollen —“ sagte er etwas steif —, „dann dürften Sie bald im Bilde sein. Dies ist ein Polizeiwagen und ich bin Assessor Dr. Kling von der Staatsanwaltschaft Bärenburg.“

Der Mann sperrte den Mund auf. „Großartig!“ sagte er dann erleichtert. „Das ist ja ein toller Zufall! ... Oder — vielleicht ist es gar keiner — wie?“ Seine kleinen Augen hefteten sich listig auf den Assessor. „Vielleicht sind Sie auch hinter ihm her — was?“

„Von wem reden Sie?“ fragte der Assessor ungeduldig.

Der Mann nahm den Hut ab. „Ich heiße Lorenz — wohnhaft zu Berlin. Ich bin Theateragent. Ich bringe Ihnen zur Kenntnis, Herr Assessor, daß ich soeben hier auf der Landstraße angefallen worden bin!“

„Was — Sie auch?“ rief Peter unwillkürlich aus. Der Assessor puffte ihn heimlich. Lorenz richtete einen langen Blick auf ihn. Plötzlich grinste er über das ganze Gesicht.

„Warum lachen Sie?“ fragte der Assessor.

„Ja —“, Lorenz schluckte, „weil ich Sie etwas überraschen werde mit dem, was ich zu sagen habe — das heißt: wenn das stimmt, was ich annehme!“ Er grapschte mit den Fingern in der Westentasche und brachte ein zusammengerolltes graues Stück Papier zum Vorschein. Er reichte es mit verstärktem Grinsen dem Assessor hinüber.

Der las vor: „Dritte Parkettloge links — Schloßtheater Bärenburg ... Ach — Sie waren heut' abend im Theater?“

„Stimmt!“ sagte Lorenz. „Bin also informiert. Und ich kann mir schon denken, was Sie auf die Landstraße bringt — und darum glaube ich, es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß ich hier vor einer halben Stunde einem Herrn begegnet bin, der einen hellen Flauschmantel trug!“

Pause. Sie sahen ihn stumm an.

„Und wo ist er jetzt?“ fragte der Assessor scharf.

„Da drin ... irgendwo!“ Er zeigte in den dunkeln Wald. „... Suchen Sie ihn, wenn Sie glauben, daß Sie ihn noch erreichen!“

Sie sahen gedankenvoll in die dunkeln Stämme.

„Los!“ kommandierte der Assessor. „Steigen Sie ein.

Wir fahren zurück!“ Und zu Peter sagte er leise: „Ich würde alle verfügbare Mannschaft in den Wald — wenn der Kerl nicht gelogen hat!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Onkel aus Amerika.

Skizze von Max Karl Böttcher.

Ob es das gibt, daß einer aus Amerika heimkehrt, nach 45 Jahren heimkehrt, und ein armer Schlucker ist?!

Nein, wird der Europäer sagen, das kommt nicht vor.

Ich aber sage: das kommt vor, wenn auch als Ausnahme, und diese Ausnahme war der Onkel Hermann.

Also dieser alte Mann kehrte plötzlich heim, kam nach der Mittelstadt, in der die Reste seiner Verwandtschaft wohnte und in der er seine Jugend bis zur Auswanderung verbracht hatte. Und hier hoffte er nun irgendwo eine Bleibe zu finden und einen Winkel, in dem er sein nun bald siebzigjähriges lebensmüdes Haupt zur Ruhe betten konnte.

Aber er sah sich arg enttäuscht. Als seine Verwandten gemerkt hatten, daß Onkel Hermann außer seinem mäßig großen Koffer und einem Hundertdollarschein nichts weiter mitgebracht hatte, wurden sie kühl und schoben ihn höflich, aber bestimmt ab, einer zum anderen, und nach zwei Wochen

stand der Alte auf der Straße und wußte nicht, wo aus, wo ein.

Diese Heimkehr hatte er sich anders vorgestellt. Gewiß, er hatte nichts, was er für die Gastfreundschaft entgelten könnte, er hatte nur den Hundertdollarschein, und der war unantastbar, für den sollte man ihn einst ehrbar begraben. Aber er war doch der Bruder des einen und der Schwager des anderen, er war Onkel und Vate der jüngeren Verwandten. Er hatte, als es all diesen Leuten zur Inflationszeit so bitter schlecht erging, jedem des öfteren aus dem Goldlande ein paar Dollar geschickt, und es war ihm oft nicht leicht gefallen, diese Liebesgaben zu senden. Und als er vor zwei Monaten angefragt hatte, ob er heimkommen dürfe, ob man ihm ein bescheidenes Fleckchen übrig hätte, da war er von allen Verwandten fast überchwänglich eingeladen worden, zu kommen, man würde ihn mit Freuden aufnehmen und pflegen. Und nun diese Enttäuschung! Ihn faßte Ekel und Abscheu vor der Heuchelei und Habgier der Menschen, seiner Verwandten, die von ihm amerikanische Schätze erhofft hatten, und da diese fehlten, ihn kurzerhand über Bord geworfen.

Wie er nun, seinen langen Schiffscoffer in der Hand, am Straßeneck stand, fragte er einen vorübergehenden jungen Menschen nach einem billigen Gasthose, und weil er in sorgenvollen Gedanken war, fragte er gewohnheitsmäßig in englischer Sprache. Der junge Mann stutzte und antwortete englisch, denn er war Korrespondent bei Liebermann & Sohn, Trikotagen-Export, und verstand sein Englisch wie selten einer.

Ei, da strahlte der Alte! Ist das nicht ein Jammer?! Er strahlte, weil er in seiner alten Heimat, auf die er sich so sehr gefreut hatte, englische Laute hörte!

„Sind Sie Einkäufer?“ fragte der junge Mann äußerst geschäftstüchtig und hoffte, vielleicht seiner Firma einen neuen Kunden erbeuten zu können.

„Nein, mein Herr! Ich komme zwar aus Amerika, aber als Heimkehrer. Ich wollte hier den Rest meiner Tage verbringen, aber ... aber ... es hat sich herausgestellt, daß es nicht gehen wird, und nun, nun suche ich einen billigen Gasthof, um erst einmal mit mir zu Rate zu gehen, wie ich es nun halten werde. Uebrigens, mein Name ist Hermann Dorndorff.“

„Dorndorff? — Hermann Dorndorff?! — Doch nicht etwa der Musiker, der vor vielen Jahren nach drüben ging, und von dem mein Vater mir so oft erzählte?“

„Der bin ich! Meine Geige liegt hier im Koffer! Und wie ist Ihr Name?“

„Ich heiße Hans Peters! Mein Vater war am Stadttheater Musiker und hat mir oft von dem abenteuerlustigen Kollegen erzählt, der, kaum zwanzig Jahre alt, nach Amerika ging, sein Glück drüben zu machen.“

„Also Sie sind des guten Friedrich Peters Sohn. Ihr Vater war ein lieber Kollege! Lebte er noch?“

„Nein, Herr Dorndorff, er starb vor fünf Jahren, bald darauf auch meine Mutter, und ich stehe jetzt allein in der Welt!“ Und nach kurzem Ueberlegen fuhr er fort: „Wissen Sie, Herr Dorndorff, ich will ihnen einen Vorschlag machen. Kommen Sie mit zu mir und bleiben Sie mein Gast, bis sich Ihre Verhältnisse geklärt haben!“

Der alte Amerikaner strahlte, aber dann sagte er: „Das geht wohl nicht gut an, junger Freund. Ich bin arm und besitze nichts als diese paar Alamotten hier im Koffer und einen Hundertdollarschein, der für mein Begräbnis bewahrt bleiben muß, und sonst nur noch ein paar Mark Silbergeld in deutscher Währung. Ich könnte Ihnen nichts für Ihre Gastfreundschaft entgelten.“

Aber Hans Peters lachte fröhlich auf und erwiderte: „Das macht nichts, Herr Dorndorff, dann haben wir uns nichts vorzuwerfen, ich habe nämlich auch nichts denn mein